

Jonna im Labyrinth der Zeit

Ingrid Annel

# JONNA IM LABYRINTH DER ZEIT

© Bertuch Verlag Weimar, 2021  
[www.bertuch-verlag.com](http://www.bertuch-verlag.com)  
Alle Rechte vorbehalten.

Illustration und Umschlaggestaltung: Nadja Rümelin  
Satz: Tina Romstedt

Druck und Herstellung: Buch- und Kunstdruckerei Keßler GmbH

ISBN 978-3-86397-144-1

  
Bertuch

**F**inde ich dich hier, Jakob? Seit Wochen suche ich dich, suche dein Gesicht, deine tiefdunklen Augen. In jeder freien Minute bin ich unterwegs, laufe kreuz und quer durch die Stadt, durch die verwinkelten Gassen. Suchst du auch nach mir? Oder hast du mich längst aus deinen Gedanken gestrichen?

Schon einmal habe ich so ausdauernd die Stadt durchstreift, auf der Suche nach meinem Vater. Habe ich ihn gefunden? Ich weiß es nicht, werde es vielleicht nie wissen. Aber das ist mir im Moment nicht wichtig. Du bist mir wichtig.

Du fehlst mir, Jakob. Fehlst mir so sehr, dass ich zerrissen bin zwischen den Zeiten. Zwischen der Zeit, die wir miteinander hatten, und der Zeit, die ich nun allein auf den Schultern mit mir schleppe. Ich möchte sie abwerfen, die Zeit, möchte sie luftdicht verpacken und einfrieren, bis ich mich endlich wieder im Dunkel deiner Augen verlieren kann und mich dort, auf ihrem Grund, wiederfinde.

Immer wieder tragen mich meine Füße hierher, von ganz allein, vor dieses schmale Fachwerkhaus. Hier hast du gewohnt. Letzten Monat noch. Und ich auch, oben in der winzigen Dachkammer. Vor fünfhundert Jahren.

Selten nur sehe ich jemanden hineingehen oder herauskommen. Aber niemand ist dabei, dem die Haare so unvergleichlich vors Gesicht fallen wie dir, sobald du dich über deine Arbeit gebeugt hast. Oder wenn du meinen fragenden

Blicken ausgewichen bist. Ein dichter Vorhang, hinter dem du zuweilen verschwunden warst.

Manchmal steht zufällig eins der Fenster offen. Ich sehe jemanden durchs Zimmer gehen. Aber du bist es nicht.

Jakob, hast du es geschafft, mir durch die Zeit zu folgen? Wenn ja, wo steckst du? Kann es sein, dass sie dich hier nicht wollten, in deinem Haus, im Haus deines Vaters? Muss ich dich in den Plattenbaugebieten suchen, an den südöstlichen und nördlichen Rändern der Stadt? Hast du dort Unterschlupf gefunden? Oder hast du dir in deiner Not einen Schlafplatz in einer abrisssreifen Baracke hinterm Bahnhof gesucht? Jakob, hast du überhaupt ein Bett gefunden? Hast du Geld, um dir Essen zu kaufen? Kommst du klar mit all den Dingen hier bei uns, die dir wahnsinnig fremd sein müssen? Autos, Ampeln, elektrischer Strom, Geldautomaten?

Ich würde dir so gern helfen. Ich werde nicht aufgeben, nach dir zu suchen. Auch wenn ich nicht weiß, ob es für dich überhaupt einen Weg hierher gab. Oder gibt. Hat sich die Tür ins Labyrinth unter dem Domberg noch einmal geöffnet? Ich habe sie nie wieder entdecken können.

Ob du es wohl akzeptieren könntest, dass meine Haare kürzer sind und ich keine bodenlangen Kleider mehr trage, sondern Jeans und T-Shirts?

Ich drehe am Ring, den du mir über den Finger gestreift hast, an jenem fernen Frühlingstag. Erinnerst du dich? Ich drehe an dem Ring, und eine unmögliche Hoffnung regt sich in mir, dies könnte ein magischer Ring sein. Auch wenn du ihn mir nur aus einem winzigen Stoffrest genäht hast und er inzwischen ringsum völlig ausgefranst ist. In unbeobachteten Momenten rutscht er mir vom Finger. Ich

muss aufpassen. Ich muss ihn hüten. Er ist die letzte Verbindung, die ich zu dir habe.

Ich drehe und drehe an dem Ring. Und nichts passiert. Die Sonne flirrt durch die Gasse. Ich muss weiter. Ich kann nicht stundenlang vor diesem Haus stehen und es beobachten. Auffälliger als ich hat wahrscheinlich noch nie jemand ein Haus belauert.

Gib mir ein Zeichen, Jakob, wo ich dich finde. In meiner eigenen Zeit. Im Jahr 2018.

W

o, verdammt noch mal, stecken denn ...“

Ich hob die Briefumschläge hoch, die kleinen, die großen. Dann unseren Vorrat an Glückwunschkarten. Nichts. Ich zog das Schubfach so weit wie möglich heraus und suchte bis ganz hinten. Aber den gelben Umschlag, gefüllt mit Briefmarken, konnte ich nicht finden. Seltsam. Wo Ma doch sonst in ihrem Papierkram so auf Ordnung achtete.

Leicht genervt schob ich das Fach wieder zu und scannte mit schnellem Blick die Schreibtische von Ma und Ben. Den fast leeren Tisch von Ma, den mit Zeitschriften, Theaterprogrammen und Papierkram zugestapelten Tisch von Ben. Hatte einer der beiden den Umschlag auf seinem Schreibtisch liegen gelassen? Blitzte irgendwo ein Zipfel Gelb heraus? Oder lag er in einem der Regale ringsum an den Wänden?

Einmal um die eigene Achse gedreht: nichts zu sehen. Zu blöd. Ich hatte nicht vor, ewig im Arbeitszimmer meiner Eltern herumzuznuffeln und alle Schubfächer nach einer einzigen Briefmarke zu durchforsten. Ich wollte mir nur schnell eine nehmen, auf meinen Brief kleben und ihn zum Briefkasten bringen, ehe der abendliche Familienwahnsinn begann.

Genauer gesagt: Ich wollte ihn auf meinen *Liebesbrief* kleben. An Omilona, meine Großmutter Ilona. Als kleines Kind hatte ich ihr diesen Namen verpasst, und dabei war es bis heute geblieben.

Mit Omilona konnte ich telefonieren, wann immer ich wollte. Wir schrieben uns Mails oder schnell eine Nachricht, wenn es dringend war. Tag und Nacht war sie im Notfall für mich da, wenn mal wieder dicke Luft zu Hause herrschte und ich dringend eine Runde Familienkarussell aussetzen musste. Oder falls es nicht ausreichte, mich bei meiner liebsten Freundin Miri auszuheulen.

Abends konnte ich Omilona zu Hause anrufen, tagsüber war sie in ihrem Blumenladen zu erreichen. Meistens. Wenn sie nicht gerade unentschlossene Kunden beraten musste, die von der Auswahl ihrer wunderschönen Sträuße überfordert waren. Sonst hatte sie immer Zeit und ein offenes Ohr für mich.

Ganz anders als meine anderen Großeltern, die Eltern meiner Ma. Die waren streng und ernst, ein bisschen unnahbar.

Vor ein paar Jahren, als ich wieder mal meinen Kummer bei Omilona abgeladen und sie mich erfolgreich getröstet hatte, sagte sie: „Weißt du, Jonna, du meldest dich immer bei mir, wenn dich irgendwo eine Laus drückt oder dir ein Schuh über die Leber gelaufen ist. Immer, immer höre ich, was nicht klappt. Was du gern anders hättest. Was dir nicht gefällt. Schreib mir doch einmal im Monat einen Brief Gutes, Schönes, Liebes – einen Liebes-Brief. Schreib mir darin, was dir gelungen ist, worüber du dich besonders gefreut hast. Was dich gerade glücklich macht. Und das schreibst du mir richtig altmodisch in einem Brief. Mit der Hand, mit Briefumschlag. Und ich verspreche dir: Du bekommst postwendend einen Brief von mir zurück. Einmal im Monat – na?“

Das war unser Ritual, begonnen in der Zeit, als ich gerade mal die ersten Sätze schreiben konnte. Da war ich acht. Das Ritual hatte sich gehalten, bis heute. Und nun war ich vierzehn. Und sieben Monate, rund.

Eben hatte ich den Brief, an dem ich schon seit Tagen Stück für Stück schrieb, endlich abgeschlossen. Ein Monat war um, und ich wollte ihn schnell noch zum Briefkasten bringen. Mir fehlte nur eine Briefmarke. Eine einzige, kleine, blöde Briefmarke! In dem Schubfach, wo die Marken sonst immer lagen und wo ich mich bedienen konnte, wann immer ich eine brauchte, waren sie also nicht. Waren sie versehentlich in ein Schubfach darunter gerutscht?

Ich ging in die Hocke vor Mas Schreibtisch und zog das nächste Fach heraus. Das hätte mir aber auch eher einfallen können! Denn da leuchtete er mir entgegen, der schon etwas in die Jahre gekommene gelbe Umschlag.

Als ich ihn herausnahm, fiel mein Blick auf ein Buch, das direkt darunter lag. Ein schmales Buch, eher ein dickes Heft, mit dem Aufdruck *Stammbuch der Familie*.

Den Briefumschlag warf ich achtlos auf den Tisch, griff nach dem Buch und schlug es auf. Eine Ansammlung von lose eingelegten Zetteln, eine Menge Kleingedrucktes zu Beginn. Beglaubigte Abschriften, Behördenkram.

Ich blätterte weiter und fand die Heiratsurkunde meiner Eltern. Wann hatten sie eigentlich geheiratet? Irgendwie war das nie Thema gewesen, ich hatte auch nie danach gefragt. Schnell suchte ich nach dem Datum und stellte fest, dass ich bei der Hochzeit dabei gewesen sein musste. Da war ich knapp drei Jahre alt.

Gab es in meinen Erinnerungen irgendwelche Blitzlicht-Aufnahmen von einem Hochzeitsfest? Ma in einem traumhaft schönen weißen Kleid, Ben in einem seiner unvermeidlichen Leinenanzüge, ich in einem Kleid mit Rüschen und Schleifen? Vielleicht sogar als Streuengel und hingebungsvoll damit beschäftigt, Blümchen auf den Weg zu werfen und damit dem Brautpaar den Weg zum Standesamt zu verschönern? Hatte ich jemals Fotos davon gesehen?

Bei nächster Gelegenheit musste ich unbedingt danach fragen. Denn erinnern konnte ich mich nicht. Eher an gemeinsame Ausflüge, als ich schon etwas größer war. An unsere erste Reise an die Ostsee, mit nichts als einem Zelt und Luftmatratzen. Sofort war dieses Gefühl wieder da: mit nackten Füßen über heißen Sand zu laufen. Wahrscheinlich war das meine allerfrüheste Erinnerung: nackte Füße auf heißem Sand.

Ich blätterte weiter. Es folgten die Geburtsurkunden meiner Brüder. Der eine geboren am 13. Juli 2013, der andere am 14. Juli 2013. Zwillinge, mit wenigen Minuten Abstand auf die Welt gekommen, und dennoch an zwei Tagen. Geburtstag feierten sie aber gemeinsam, mal am 13. und mal am 14. Sie gehörten ja auch zusammen wie Schlump und Latsch, wie Pech und Schwefel.

Und wo steckte meine Geburtsurkunde? Ich blätterte weiter. Da! Alles in Ordnung. Mutter Annegret, Vater Ben. Registernummer, Stempel, Unterschrift. Nur komisch, dass sie erst nach den Urkunden der Zwillinge einsortiert war. Ma war doch sonst in allem so schrecklich überkorrekt.

Egal. Noch immer folgten etliche Blätter. Leere Seiten. Weitere Geburtsurkunden. Für weitere Geschwister? Musste echt nicht sein, zwei Brüder waren genug. Sterbeurkunden. Nein, lieber nicht. Hastig blätterte ich weiter.

Adoptionsbeschluss.

Adoptionsbeschluss?

Was? Was hatte das zu bedeu... Mein Blick flog über die Zeilen.

Ich erstarrte. Und zugleich begann sich alles um mich zu drehen. Die Wörter auf dem Papier fraßen sich sekunden-schnell in mein Gehirn, fraßen jeden anderen Gedanken weg. Mir wurde schlecht. Speiübel. Mir war, als hätte jemand mit einem Hammer auf eine riesige Glocke direkt über mir geschlagen. Ein Scheppern und Dröhnen, das durch meinen Körper jagte, in immer neuen Wellen. Vor allem durch den Magen.

Ich.

War.

Adoptiert.

Ma war meine Mutter, Ben hatte mich adoptiert. Kurz nach ihrer Hochzeit. – Ben war nicht mein Vater? War er deshalb von Anfang an nicht Papa oder Paps für mich gewesen, sondern einfach nur Ben? Warum wusste ich nichts von der Adoption? Aber wer war dann mein Vater? Stand das auch irgendwo?

Mit fliegenden Händen blätterte ich das Buch von vorne nach hinten und von hinten nach vorn durch. Nirgendwo ein Hinweis.

Irgendjemand musste doch, verdammt noch mal, mein Vater sein! Warum stand er nicht hier? Hatte er keinen Namen?

Wieso hatten sie mich vierzehn Jahre lang in dem Glauben gelassen, Ben wäre mein Vater? Gab es noch mehr Geheimnisse, die sie vor mir versteckt hielten? Noch einmal blätterte ich sämtliche Papiere im Buch durch. Eine Postkarte fiel heraus. Eine Postkarte meines Vaters?

Doch die Karte war leer, nichts stand darauf. Kein Hinweis. Ich drehte sie um, schaute mir das Bild an. Eine Kunstpostkarte. Das Gemälde kannte ich, ich hatte es schon mal gesehen, konnte mich aber nur dunkel erinnern. War das im Museum? Möglich. Ein paar düstere Gestalten darauf, mittelalterlich gekleidet. Ein Feuer, aus dessen Rauch sich ein grässlicher Dämon emporwand.

Sehr merkwürdig. Was hatte die Karte in diesem Buch verloren? Ich schob sie ins Buch zurück. Sie half mir nicht weiter.

Von jetzt auf gleich war ich nicht mehr die, für die ich mich mein Leben lang gehalten hatte. Ich war nicht die Tochter meines ... Vaters. Das Wort passte nicht mehr. Nichts passte mehr. Nichts.

Ich legte das Buch auf den Schreibtisch meiner Mutter, schön sichtbar in die Mitte. Sollte sie doch wissen, dass ich es nun wusste! Sollte sie doch wissen, dass mir klargeworden war, dass sie mich mein Leben lang belogen hatte!

*Aber warum? Warum?*

Was sollte ich jetzt noch mit einer Briefmarke? Was sollte dieser Brief mit den schönen Momenten, die ich in den vergangenen Tagen erlebt hatte? Wertlose Momente, völlig ohne Bedeutung. Weg damit! Ich zerriss meinen Brief in tausend kleine Schnipsel. Immer kleiner und kleiner. Griff noch mal nach jedem Stückchen, riss weiter und übersäte Mas Schreibtisch mit Schnipsel-Konfetti. Eine hübsche Deko rings um dieses grässliche Buch.

Dann schleppte ich mich über den langen Flur in Richtung meines Zimmers, vorbei am großen Spiegel. Nein, ich wollte mich jetzt nicht sehen. Ich wollte nicht wissen, wer mich da anschaute. Das war doch eh nur die Hülle. Aber wer war ich wirklich – in mir drin?

**E**in endlos langer Fußmarsch, wie durch knietiefen Schnee. Die Kälte kroch in mich, fror mich ein, ließ mich mit den Zähnen klappern. Endlich war ich in meinem Zimmer angelangt, drehte mit letzter Kraft den Schlüssel herum, warf mich aufs Bett und presste mein Gesicht tief ins Kopfkissen. Doch da war kein Trost zu finden. Ich warf mich hin und her und überlegte, Miri anzurufen. Wie ferngesteuert griff ich nach meinem Handy.

Aber was sollte ich ihr erzählen? Ich hatte nur graue Wate im Kopf, ein einziges, großes, verfitztes Durcheinander. Ein Dschungel voller Fragezeichen. Warum? Wer? Wieso? Seit wann? Warum? Warum? Ich schaltete das Handy stumm und ließ es neben mich fallen.

Nach einer Weile hörte ich den Schlüssel in der Wohnungstür, gleich darauf polterten die Zwillinge in den Flur, etwas fiel zu Boden, meine Mutter rief: „Jonna! Jonna, hilf mir bitte mal beim Auspacken!“

Ich reagierte nicht.

„Jonna? Bist du da?“

Nein, ich war nicht da. Ich war ganz weit weg. Weg von Leuten, die mir jahrelang die Wahrheit verschwiegen hatten.

„Jonna?“

Ma klopfte an meine Tür. Ich antwortete nicht. Vorsichtig drückte sie die Klinke herunter. Zum Glück hatte ich abgeschlossen.

„Jonna? Was ist los?“, fragte sie, schon etwas leiser.

*Das ist meine Frage*, wollte ich ihr entgegenschleudern. Aber ich biss mir auf die Zunge. Jedes Wort wäre jetzt eins zu viel. Ich wollte ihr keine Brücke bauen, durch die verschlossene Tür hindurch. Hätte ich erst einmal damit begonnen, würde sie so lange Worte, Bitten und Fragen über diese Brücke schieben, bis ich irgendwann doch herauskam. Nein, nein, nein! Darauf konnte sie lange warten. Ich war weg.

Erstaunlich, wie schnell sie aufgab. Sie musste sich um die Zwillinge kümmern. Ich hörte, wie sie den beiden zuflüsterte: „Seid leise! Jonna schläft.“ Dann schickte sie die zwei ins Bad, trug die Einkäufe in die Küche und räumte sie in den Kühlschrank. Bald wurden Teller auf den großen Esstisch gestellt. Ging das nicht ein bisschen leiser? Es hätte ja sein können, dass ich wirklich schlief.

Kurze Zeit später klopfte Ma noch einmal an der Tür, mit kleinen, hastigen Klopfen. Leise und mit Panik in der Stimme fragte sie: „Jonna? Ist alles in Ordnung mit dir?“

Sie musste inzwischen im Arbeitszimmer gewesen sein und das Stilleben auf ihrem Schreibtisch entdeckt haben: den gelben Umschlag, das Familien-Buch und meinen zerschnipselten Brief. Dachte sie, ich hätte mir deswegen eine Ladung Schlaftabletten reingepiffen? Oder die Pulsadern aufgesäubelt? Ich hatte ja nicht mal die Kraft gehabt, über so etwas nachzudenken.

„Jonna, was ist mit dir? Kann ich dir helfen?“

Sie würde keine Ruhe geben und womöglich die Tür aufbrechen lassen, wenn ich nicht antwortete. Aber ich wollte nicht antworten. Konnte nicht. Es gab keine Antwort. Um sie loszuwerden, hustete ich ein bisschen.



„Ich melde mich später noch mal bei dir, jetzt muss ich mich um die Jungs kümmern“, sagte Ma und verschwand endlich.

Bald darauf hörte ich Ben nach Hause kommen. Dieser Fremde. Er alberte ein bisschen mit meinen Brüdern herum, wurde aber sehr still, als meine Mutter hektisch auf ihn einredete. Und dann hörte ich lange Zeit nur noch von fern, wie sich die vier beim Abendbrot unterhielten.

Die vier, die eine Familie waren. Vater, Mutter, Kinder. Ich gehörte nicht dazu. Nicht mehr. Ich hatte nie dazugehört. Nur hatte mir das niemand verraten.

Und ich hatte mich wohlgefühlt. Meistens jedenfalls.

Doch das war vorbei, vorbei, vorbei. Verloren und verdorben. Verseucht mit einer einzigen, großen Lüge.

Ich lag noch immer in meinem Bett und wusste nicht, wohin mit mir. Ich wäre am liebsten abgehauen. Vor mir selber davonlaufen. Aber ich lag da, schwer wie ein Stein, starr wie ein Eisblock.

Nach einer Weile hörte ich die beiden Knirpse draußen im Flur miteinander flüstern und kichern, dann raschelte etwas direkt an meiner Tür.

Ich drehte mich im Bett herum und sah, wie zwei Blätter unten durch den Türspalt geschoben wurden. Die Zwillinge tuschelten miteinander, einer klopfte zaghaft an, doch als ich nicht reagierte, zogen sie ab in ihr Zimmer.

Ich wand mich aus dem Bett, schleppte mich die drei Schritte zur Tür, als hätte ich bleierne Stiefel an, und hob die Blätter auf.

Die beiden hatten etwas für mich gemalt. Sie hatten *mich* gemalt. Mich mit meinem wilden Haargestrüpp und mit lachendem Gesicht. Links und rechts daneben viele Herz-

chen, krumm und ungelenk. Oben drüber stand: Für Jonna. Ihren Namen hatten sie daruntergeschrieben. Sie gingen zwar noch nicht zur Schule, aber ihre Namen konnten sie schon lange schreiben.

Würde jetzt auch noch Ben an die Tür klopfen und zu mir vordringen wollen? Irgendwie rechnete ich damit. Ich fürchtete, dass sie nun abwechselnd anklopfen und endlos auf mich einreden würden, ich solle doch endlich herauskommen, sie müssten mit mir reden.

Hätten sie längst tun können! Die ganzen letzten Jahre war Zeit gewesen.

Nach einer Weile raschelte es wieder an der Tür, noch ein Zettel wurde durch den Spalt geschoben. Eine Nachricht von Ma:

*Jonna, es tut mir leid. Wir haben den richtigen Moment verpasst. Vielleicht war er schon tausendmal da, aber ich habe ihn nicht gesehen. Wir hätten es längst noch einmal versuchen müssen, dir alles zu erklären.*

*Wenn es uns gut ging, wollte ich das nicht zerstören, wollte alles festhalten, wie es war. Und in schwierigen Zeiten hatte ich nicht den Mut. Weil ich nicht wollte, dass es noch schwieriger wird.*

*Morgen zeige ich dir deinen Vater.*

*Versuch zu schlafen.*

Wie stellte sie sich das denn vor? Schlafen? Nach solch einem Tag! Nach solch einer Ankündigung: *Morgen zeige ich dir deinen Vater.*

Ich las den Zettel ein zweites Mal, weil ich das dumpfe Gefühl nicht loswurde, eben etwas übersehen zu haben. Da war es: *Wir hätten es längst noch einmal versuchen müssen ...*

Was sollte das denn? Hatte jemals jemand versucht, mir mitzuteilen, dass mein Vater gar nicht mein Vater war? Hatte meine Mutter mich mit jemandem verwechselt? Hatte sie das irgendwem erzählt, und ich war gar nicht dabei gewesen? Sonst wüsste ich doch wohl davon!

Wusste ich etwas davon? Hatte ich auch nur die blasseste Ahnung, dass da etwas nicht stimmte in meinem Leben? Ganz gewaltig nicht stimmte?

Wieder kramte ich in allen Ecken meines Gehirns, ob es da den Fetzen einer Erinnerung an solch ein Gespräch gab. Ob es da den Ansatz eines Gefühls gab, dass solch ein Gespräch stattgefunden haben könnte.

Ich fand nichts. Keine Erinnerung, kein Echo. Die ganz frühen Erinnerungen an Ben waren voller Lachen, voller Licht und Abenteuer. Er war es, der immer etwas mehr Zeit für mich hatte als meine Mutter. Meistens war er es, der mich vom Kindergarten abgeholt hatte. Und alle Kinder beneideten mich um ihn, den Puppenspieler. Sie dachten wohl, er würde mir den ganzen Tag etwas vorspielen.

Er hatte mir den ganzen Tag etwas vorgespielt. Er hatte mir mein ganzes bisheriges Leben etwas vorgespielt! Eine Marionette, der plötzlich die Fäden gekappt waren. Zack, stürzte diese Vaterfigur in sich zusammen, war nur noch ein Bündel hölzerner Arme und Beine.

Doch wer war es dann, dem ich mein Dasein zu verdanken hatte?

Zu verdanken! Wie das schon klang! Hatte ich einen Grund, für irgendetwas dankbar sein zu müssen? Wer war das, den sie mir vierzehn Jahre lang verheimlicht hatten?

Und jetzt dieser Paukenschlag: *Morgen zeige ich dir deinen Vater.*

So einfach? Wohnte er ganz in der Nähe, vielleicht in der Nachbarschaft? Kannte ich ihn möglicherweise? War er ein Freund meiner ... nein, Eltern war ein Wort, das nicht mehr ging. Das ich streichen musste.

Wie mochte er aussehen, mein Vater? Groß, klein, dick, dünn? Alt oder kumpelhaft jung? Würde ich ihn mögen können? Oder war der Typ so peinlich, dass ihn meine Mutter deshalb bisher verschwiegen hatte? War ich das Resultat eines Ausrutschers?

Ob er eine Familie hatte, Kinder? Dann hätte ich Geschwister. Halbgeschwister. Wie meine Brüder, die ja auch nur meine Halbgeschwister waren, wie mir gerade bewusst wurde.

In Gedanken ließ ich alle Männer, die mir gerade einfielen, der Reihe nach zum Vaterschaftstest antreten. Gab es etwas – ein Detail im Gesicht, die Art, die Mundwinkel zu verziehen –, das mir ähnelte? Gab es irgendeine achtlos fallengelassene Bemerkung, die mir helfen könnte, einen dieser Männer als meinen Vater zu identifizieren?

Ich probierte gedanklich einige Leute als Vater aus. Wie wäre es mit meinem Geschichtslehrer, der zwar einen spannenden Unterricht hinlegte, aber immer ein bisschen zu gestylt aussah, wie aus einem Modemagazin gefallen? Nein, abartiger Gedanke.

Oder der witzige Typ aus der Autowerkstatt, der meine Mutter immer zum Lachen brachte, auch wenn zum wie-

derholten Mal ein Schaden an ihrer Schrottkiste teuer repariert werden musste? Den mochte ich. Aber als Vater? Als Lover meiner Mutter?  
Eher nicht.

Stunden später wurde es endlich still in der Wohnung. Ich schlich mich in die Küche, mit Mordshunger. Oder war es nur das riesige schwarze Loch in mir drin, das ich unbedingt stopfen musste? So leise wie möglich kramte ich ein Messer aus dem Schubfach, öffnete den Kühlschrank und schmierte mir zwei Leberwurstbrote. Griff mir noch eine Flasche eiskalte Milch und schlich in mein Zimmer zurück.

Dort ließ ich mich aufs Bett fallen und schob die Brote in mich hinein. Und damit sie schneller rutschten, kaute ich hastig und spülte jeden Bissen mit einem Schluck Milch hinunter.

Wieder versuchte ich, endlich einzuschlafen. Doch nun rumorte es mir so heftig im Bauch, dass ich mich nahezu im Sekundentakt von einer Seite auf die andere wälzte.

Na toll, das schwarze Loch war nicht gestopft! Es war noch da. Und es wollte die Leberwurstbrote nicht, die kalte Milch schon gar nicht. Wollte den Platz für sich allein haben. Mit aller Macht schob es mein spätes Abendessen höher und höher.

Erst als mir der Speisebrei schon fast in der Kehle angekommen war, rannte ich ins Bad, riss den Klodeckel hoch und erbrach in mehreren Schüben alles, was ich gegessen hatte. Würgte und würgte, selbst als nichts mehr kam.

„Jonna?“ Meine Mutter stand in der halb geöffneten Badezimmertür und schaute mich besorgt an.

„Raus!“, brüllte ich und beugte mich noch einmal über die Kloschüssel.

Dann wankte ich ins Bett zurück, ließ weiter alle möglichen und unmöglichen Väter zum Vaterschaftstest vor meinem inneren Auge antreten, hörte um vier Uhr noch die Schläge der nahen Kirchturmuhr, dann wurde es still.

**F**amilie wird überbewertet“, erklärte Miri knapp und unterstrich das mit einer Handbewegung, als würde sie etwas über die Schulter hinter sich werfen, ganz lässig. Und als sei damit endgültig und für alle Zeiten das Wichtigste zum Thema gesagt.

Doch mir genügte das nicht. Ich saß mit meinen drei besten Freundinnen Miri, Rika und Leonja nach dem Unterricht auf einer Bank, ziemlich genau auf halber Strecke zwischen unserer Schule und Fines Café, das eigentlich Café Finesse hieß.

Dieses Café in Schulnähe war eine äußerst praktische Einrichtung, zumal man dort einzelne Eiskugeln bekommen konnte, die groß waren wie der Inhalt eines kompletten Eisbechers. Mit so einer Eistüte ließ es sich viel besser sitzen und Probleme wälzen. Oft genug hatten wir auf dieser Bank schon unsere großen, mittleren und kleinen Sorgen geteilt, die dann im besten Fall unter unserem hitzigen Gerede schmolzen wie das Eis in unseren Waffeltüten. Heute war ich an der Reihe.

Ich eröffnete mit dem Paukenschlag, dass mein Leben von jetzt auf gleich ein völlig anderes geworden war. Als die drei hörten, dass Ben nicht mein leiblicher Vater war, bedauerten sie das sehr. Sie mochten Ben. Klar, jeder mochte Ben.

Doch ehe sie tiefer in Ben-Trauer versinken konnten, erzählte ich, dass ich inzwischen nicht mehr wüsste, wie ich mit Ben umgehen sollte, und damit, dass ich mein Leben lang

belogen worden war. Ich teilte ihnen auch mit, dass ich meinen Erzeuger nun suchen, finden und kennenlernen wollte.

Hätte ich geahnt, was ich damit auslösen würde, hätte ich womöglich die Klappe gehalten. Denn Miris resolute Ansage war erst der Anfang, bevor ein ganzes Gewitter von Argumenten auf mich niederprasselte.

„Diesen Mann zu suchen, ist absolut verschwendete Zeit“, meinte Leonja. „Es ist total unwichtig, woher du kommst. Es gibt dich – und gut. Wichtig ist doch nur, wer du bist. Und wer du sein willst.“

„Ist doch völlig egal, wem du dein Leben verdankst“, pflichtete Miri ihr bei. „Es kommt darauf an, was du daraus machst. Darauf solltest du deine Gedanken verschwenden. Du selbst musst dein Leben führen, nicht Mamilein und Papilein. Oder Mister Unbekannt.“

„Nun seid doch mal nicht so giftig!“ Rika versuchte, die aufgeheizte Stimmung etwas herunterzufahren. „Ich kann Jonna verstehen. Ich würde an ihrer Stelle auch wissen wollen, wer mein Vater ist ...“

*Danke, Rika!*

Einen Augenblick saßen wir schweigend.

Dann blickte mich Miri aus schmal zusammengekniffenen Augen an, ehe sie sagte: „Und was, wenn das ein ganz mieser Kerl ist? Überleg doch mal: Einer, der deine Mutter sitzengelassen hat, kann nur ein mieser Kerl sein. Jede Wette! Wenn du meinen Rat hören willst: Vergiss es, ihn zu suchen, diesen Typen, mit dem du sehr wahrscheinlich auf gar keinen Fall verwandt sein willst, wenn du ihn erst mal gesehen hast.“

Diesmal war es Leonja, die ergänzte: „Vielleicht ist er so abartig, so daneben, dass du dir am Ende wünschst, lieber nicht geboren worden zu sein, als von so einem Vater gezeugt. Überhaupt: Was soll das ganze Theater mit richtig oder falsch? Wenn ich solch einen Vater hätte wie deinen Ben, glaube mir, ich würde jeden Teppich küssen, über den er gerade gelaufen ist. Wenn er nicht dein Vater ist, na und? Hast du eben einen prima Kumpel zu Hause. Schau dir meine Ellis an: Nach außen hin das perfekte Ehepaar. Aber zu Hause nichts als Zoff. Ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen, aber ich glaube fast, die schlagen sich. Möchtest du tauschen?“

Nein, wollte ich nicht.

Aber wirklich hilfreich war das Gespräch nicht. Ich hatte gehofft, sie würden mir sagen, es wäre nur zu verständlich, dass ich sauer war auf meine Mutter, auf Ben. Wütend und traurig darüber, dass meine Liebe einem gegolten hatte, mit dem ich kein bisschen verwandt war. Ich hatte auf Trost gehofft.

Trotzig erklärte ich allen dreien, dass ich dennoch nach diesem Mann suchen wollte, egal wie sinnlos sie es fanden. Für sie mochte es nicht wichtig sein, für mich war es das. Und ich bat sie um Verständnis, wenn ich in der nächsten Zeit nicht so oft mit ihnen unterwegs sein würde.

„Ooch“, versuchte es Miri noch einmal, „wir könnten doch mitkommen. Zusammen macht Suchen viel mehr Spaß! Und wir müssten ja nicht nur nach einem alten Knacker Ausschau halten, sondern auch und besonders nach knackigen Jungs in unserem Alter. Oder einen Tick drüber.“ Sie grinste von einem Ohr zum anderen und blinkerte herausfordernd.

Leonja und Rika schienen das gut zu finden und schauten mich ebenfalls erwartungsvoll an. Doch ich bekräftigte meinen Entschluss: „Lieb von euch. Aber ich muss das jetzt durchziehen. Und hoffentlich bald lösen, dieses Rätsel. Dann bin ich wieder die Alte. Versprochen.“

„Du legst also unsere Freundschaft vorübergehend auf Eis?“, fragte Miri.

Als ich nicht gleich auf ihre Bemerkung ansprang, tat sie so, als würde sie ein großes Eis lecken.

„Klar“, sagte ich, „auf eine zweite Portion.“

Ich hatte nur einen Gedanken, einen einzigen, dringenden Wunsch: nach Hause! In meine Zeit! So schnell wie möglich.

Wenn mich der Weg durch die unterirdischen Gänge des Dombergs hierher geführt hatte, musste es doch möglich sein, den gleichen Weg zurück zu nehmen. Durch ein Zeitloch müsste man sich doch in beide Richtungen bewegen können, oder?

Ich überquerte den Marktplatz, drängte mich zwischen den Buden, Ständen und Karren hindurch, ohne nach links und rechts zu schauen. Den alles überlagernden Geruch nach Fisch und ungewaschenen Klamotten blendete ich aus. Es kümmerte mich nicht mehr, dass die Leute mich anstarrten, als sei ich ein exotisches Äffchen. Sollten ihnen doch die Augen aus den Köpfen fallen! Gleich wäre ich wieder verschwunden aus dieser Zeit, die nicht meine war.

Mit großen Schritten lief ich um den steinernen Unterbau des Doms herum. In einer der Nischen zwischen den mächtigen Stützfeilern war die Holztür gewesen, durch die ich vorhin ins Freie gelangt war. Ich eilte an den Pfeilern vorbei und suchte die Zwischenräume nach der richtigen Stelle ab.

Doch da war keine Holztür. Nirgends! Genau hier hatte ich vorhin gestanden und in den wolkenlosen Himmel geschaut. Wie aufgescheucht lief ich hin und her, den Domberg entlang, suchte noch einmal alle Nischen ab. Doch ich

fand nicht die leiseste Andeutung einer Öffnung. Nur fest gefügtes Mauerwerk. Da war auch kein frischer Putz, da waren keine schnell eingefügten Steinquader.

Verrückt! Wohin war die Tür verschwunden?

Vielleicht musste ich den gleichen Weg nehmen wie vorhin? Erst durch die rostige Metalltür, hinab ins Labyrinth der unterirdischen Gänge und dann durch die Holztür wieder hinaus? Das musste des Rätsels Lösung sein!

Also lief ich zurück, Richtung Markt. Aus dem Augenwinkel kontrollierte ich, ob die Holztür doch noch überraschend auftauchte. Aber nein. Nichts, keine Tür, nirgends. Ich stieg die breite Treppe zum Dom hinauf und suchte das Kirchengemäuer nach der Metalltür ab.

Hier, hier etwa müsste sie sein! Genau hier hatte ich vorhin Zuflucht gefunden vor den riesigen Hagelkörnern.

Aber auch hier war nichts.

Keine Tür. Keine Luke. Keine Öffnung. Einfach gar nichts. Nur Mauerwerk.

Eine große, schreckliche Panik sprang mich an. Verdammt, wie kam ich von hier weg? 1512! Gab es überhaupt einen Weg zurück?

Verwirrt und verzweifelt ließ ich mich auf einer Treppstufe nieder. Dort, wo ich vorhin gesessen hatte. Ich wühlte in meinem Kopf: Was war geschehen, bevor ich durch die Tür geflüchtet und hier, reichlich fünfhundert Jahre früher, gelandet war?

Hagelkörner waren vom Himmel gestürzt. Und davor? Was war davor gewesen?

*Streng dich an, Jonna, streng dich verdammt noch mal an!*

Ich hatte mit dem Feuerzeug gespielt. Das war es! Ich hatte diese seltsame Flamme aufleuchten lassen, für einen

kurzen Moment. Und als das Feuer erloschen war, setzte der Hagel ein.

*Nein, Blödsinn!* Das hatte doch alles nichts miteinander zu tun. Das konnte nicht sein! Einmal mit dem Feuerzeug schnippen, und schon ändert sich das Wetter! Absurd!

Andererseits – was hatte ich zu verlieren?

Ich kramte in sämtlichen Taschen nach dem silbernen Ding und fand es in der linken Jackentasche. Hinter vorgehaltener Hand hob ich das Feuerzeug in die Luft und schnipste. Die Flamme leuchtete kurz auf. Und verlösch sofort wieder.

Nichts tat sich am Himmel.

Klar. Logisch. Hatte ich etwas anderes erwartet? Alles in bester Ordnung. Gedankenverloren schnipste ich noch einmal.

Im gleichen Moment packte mich jemand im Genick, riss mich hoch und zu sich herum. Nichts war in Ordnung.

Ein Mann in einem langen, schwarzen Gewand stand vor mir und fauchte: „Bursche, was treibst du da für Zauberzeug? Direkt vor dem Portal unserer heiligen Stätte! Was ist das für teuflische Magie, dass du ein Feuer in der Hand halten kannst?“

„Aber ...“, stotterte ich.

„Nichts aber! Gestehe, dass du heimlich die schwarze Magie betreibst. Und sollten wir herausfinden, dass du mit dem Teufel im Bunde bist, wird es nicht lange dauern, bis wir dich am Galgen baumeln sehen.“

So sehr hatte er sich in Rage geredet, dass ihm eine ganze Ladung Spucketröpfchen aus dem Mund sprühte. Ich woll-

te mich schnell zur Seite drehen, was allerdings ein kläglich-er Versuch war. Noch immer hatte ich seine Hand im Genick.

Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, wies der Mann mit großer Geste weit in die Ferne, über die Stadt hinaus. Dort stand, auf einer Anhöhe, ein Galgen. Und daran baumelte ein Mensch.

Entsetzt kniff ich die Augen zu. Ich wollte nicht sehen, ob das ein Mann war oder eine Frau. Oder gar ein Kind.

*Jonna, tu was, sagte ich mir. Tu doch irgendwas!*

Ich brach in Tränen aus. Das war das Einzige, was ich im Moment schaffte. Ich konnte gar nicht mehr aufhören. Das alles hier – dieses fürchterliche, vollkommen falsche Jahrhundert, der Galgen, der baumelnde Tote, die derbe Pranke in meinem Genick – das war einfach zu viel.

„Wartet mit Euren strengen Worten, Ehrwürden“, sagte ein zweiter Mann, den ich jetzt neben dem anderen entdeckte. „Wer noch weinen kann, hat einen mächtigen Schutz gegen die Dämonen. Über den hat der Teufel keine Macht. Zuweilen reicht eine einzige Träne, um ein ganzes Höllenfeuer zu löschen.“

Dann wandte er sich mit weicher Stimme an mich: „Und nun zeig mir deine Hand.“

Dummer Fehler! Das Feuerzeug! Es war mir nicht gelungen, es heimlich wieder in der Jackentasche zu versenken. Ich zögerte kurz, doch mir blieb keine Wahl. Also hielt ich ihm die Hand hin, mit dem Feuerzeug.

Der Mann, offensichtlich auch ein Kirchenmann, nahm es, drehte es hin und her, schüttelte es und roch daran. Dann sagte er: „Nein, kein Geruch nach Schwefel, dem Gestank der Hölle. Vielleicht haben wir gar kein Feuer gese-

hen. Sondern uns hat nur ein Sonnenstrahl geblendet. Hier, nimm. Und vergiss nicht, für dein Seelenheil zu beten.“

„Ja, mach ich“, versprach ich schnell und schob das Feuerzeug in die Hosentasche. Hals über Kopf rannte ich die Treppe hinab und tauchte im Gewimmel der Marktbesucher unter.

Unglaublich! Kaum war ich in dieser anderen Zeit gelandet, drohte mir jemand mit dem Galgen. Ich brauchte dringend Hilfe. Vielleicht konnte ich jemanden anrufen, ging es mir durch den Kopf. Mama, Ben, Miri. Schon begann ich nach meinem Handy zu suchen. Doch sofort ermahnte ich mich selbst: Vorsicht, Jonna! Nicht hier! Nicht inmitten des Marktgewimmels!

Jede Wette: Kaum hätte ich das Handy am Ohr, würde mich der nächste finstere Typ im Genick packen, ungläubig auf dieses *Teufelsding* in meiner Hand starren und mir meinen baldigen Aufenthalt in der Hölle prophezeien. Was hatten sie sonst noch im Programm, diese Mittelalten? Steinigen? Scheiterhaufen? Ich lachte bitter. Verdammt, das war nicht zum Lachen!

Ich ließ das Telefon in der Tasche und bog in die Straße ein, die vom Markt wegführte, dann gleich in die nächste schmale Gasse links, lief und lief.

Endlich war weit und breit kein Mensch mehr zu sehen. Die Sonne fiel schräg zwischen die Häuser und beleuchtete ein kleines, stinkendes Rinnsal. Ich zog das Handy heraus und schaltete es ein. Kein Netz. Verzweifelt wählte ich trotzdem unsere Festnetz-Nummer. Mein Telefon blieb stumm. Ich versuchte es noch mal, wartete, klammerte mich an dem

Ding fest wie eine Ertrinkende an einem Strohhalm. Vergeblich.

Am Akku konnte es nicht liegen, der war fast komplett aufgeladen. Wieder und wieder tippte ich unsere Nummer ein, mit immer dünner werdender Hoffnung. Nichts passierte.

Da fiel mir ein, dass jetzt sowieso keiner zu Hause war, weil ja die ganze Familie, von mir abgesehen, in den Zoo-park gehen wollte.

Siehst du, flüsterte mir ein hämisch grinsender Teufel aus der hintersten Ecke meines Kopfes zu, wärest du mal mitgegangen, schön brav mit der Familie, dann hättest du dir diese Hölle hier erspart.

Wieder wählte ich, diesmal die Handynummer meiner Mutter.

Nichts. Stummes, dummes Nichts.

Ich zögerte. Dann wählte ich Bens Handynummer. Das Handy blieb stumm. Kein Netz. Keine Hilfe.



barer Samtbesatz auf dem Erdboden schleifte. Alle Weile kamen Nachbarn vorbei oder Fremde, genug Gelegenheit, von der Arbeit aufzuschauen. Worte flogen hin und her, es wurde gescherzt, getratscht, die neuesten Gerüchte machten die Runde. Ängstlich lauschte ich, ob ein Gerücht davon erzählte, dass ein Mädchen in seltsamen Jungsklamotten in der Stadt aufgetaucht war. Nein, Katarina hatte dichtgehalten. Und die Wirtin vom *Schwarzen Löwen* ebenso, sie wollte ihre Küche ja nicht gegen die des Teufels tauschen.

Meister Franke schaute mir auf die Finger. Seine Anweisungen waren kurz und knapp, sein Blick normalerweise streng. Doch heute nickte er wohlwollend und sagte: „Gut machst du das. Es sieht aus, als hättest du nicht das erste Mal im Leben eine Nadel in der Hand. Deine Vorgängerin hat sich angestellt, als würde die Nadel sie gleich beißen.“

Jakob und Emilia lachten, Matthes stieß ein schnaubendes Geräusch durch die Nase, als hätte er den Witz verstanden.

Wie gut, dass ich mal in der Schule einen Nähkurs mitgemacht hatte. Auch wenn mir das flinke Geratter einer Nähmaschine deutlich lieber gewesen wäre als dieses mühselige Gestichel mit der Hand.

„Es wird Zeit, dass du dir Kleider nähst und die geborgten Sachen so bald wie möglich der Wirtin vom *Schwarzen Löwen* zurückbringst.“

Oh Schreck! Gleich ganze Kleider sollte ich nähen, jede Naht mühselig mit der Hand? Kann bitte mal jemand eine Nähmaschine vom Himmel werfen?

Ein paar Tage später nahm mich Meister Franke mit auf den Markt, er wollte geeignete Stoffe aussuchen. Wir näherten uns einem Stand, an dem ein Händler eine Auswahl an kostbaren Seidenstoffen und edlen Wollstoffen ausgebreitet hatte. Sogar Stoffe mit goldfarbenen Stickereien waren dabei. Jeder, der vorbeikam, blieb mit begehrlischen Blicken stehen.

Auch Meister Franke trat an den Stand heran und wechselte ein paar Worte mit dem Händler. Mit den Fingerspitzen strich er behutsam über die Stoffballen, dann hielt er einen leuchtend smaragdgrünen Seidenstoff gegen das Licht. Sofort begann ich mir auszumalen, wie ich in einem Kleid aus solch einem traumhaft schönen Stoff aussehen würde. Bestimmt noch besser als die vornehme junge Dame, die gerade ein paar Schritte von uns entfernt aus einer Kutsche stieg und sich zielstrebig dem Stand näherte.

„Ihr gestattet, Meister Franke, dass wir unser Gespräch auf ein anderes Mal verschieben. Dort kommt beste Kundschaft“, sagte der Händler und eilte der jungen Dame entgegen. Meister Franke hob kurz die Hand zum Gruß und forderte mich mit einer stummen Geste auf, ihm zu folgen.

Aus war der Traum vom schönen Kleid. Meister Franke schlängelte sich durch die Menschenmenge hindurch, so flink und zielstrebig, dass ich Mühe hatte, ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Bald blieb er an einem anderen Verkaufsstand stehen und winkte mich heran.

Hier drängte sich das einfache Volk: Dienstmoten, Mägde, Bäuerinnen. Ich warf einen flüchtigen Seitenblick auf die Sachen der jungen Mädchen und Frauen, die wie ich von vornehmen Kleidern nur träumen konnten. Meister Franke ließ sich Leinenstoffe abmessen, ein paar grobe, ein paar

feinere, in gedeckten Farben. Nichts, was mich wirklich begeisterte. Das würde also ab sofort meine Bekleidung sein. Keine Jeans, keine T-Shirts, keine wetterfesten Anoraks. Meine Stimmung rutschte mal wieder in den Keller. In Gedanken murmelte ich wie ein Mantra vor mich hin: *Es ist nur für kurze Zeit. Bald finde ich den Weg.* Ein paar Worte bloß, aber sie halfen mir, nicht ins Bodenlose zu stürzen.

Doch wie erstaunt war ich, als Meister Franke mit mir an den Stand mit den kostbaren Stoffen zurückkehrte. Die vornehme junge Dame hatte offensichtlich ihre Auswahl längst getroffen, sie und ihre Kutsche waren verschwunden. Und der Händler war bester Laune. Der Besuch der Dame musste sich mehr als gelohnt haben.

„Und nun noch etwas für das Sonntagsgewand. Beim Kirchengang sollst du ein schönes Kleid tragen“, sagte Meister Franke mit einem ungewöhnlichen Überschwang in der Stimme.

Kirchengang? Meine Vorfreude auf ein schönes Kleid wich einem leisen Erschrecken. Doch ich versuchte, mir das nicht anmerken zu lassen. Wie sollte ich ihm erklären, dass ich bisher nur gelegentlich in die Kirche gegangen war? Zu Weihnachten zusammen mit meinen Großeltern. Oder mal zu einem Orgelkonzert, mit Miri und Co.

Würde er es verstehen, wenn ich ihm sagte, ich käme nicht mit? Oder würde auch er gleich einen Teufel um die Ecke biegen sehen? Konnte ich ihn darum bitten, mir den Kirchengang zu ersparen?

Wahrscheinlich nicht. Also unterließ ich jeden Protest und erfreute mich stattdessen an den farbigen Bändern, die ich auswählen durfte.

Mit jedem Stück, das fertig wurde und das ich anprobierete, mit jedem Rock, mit jedem Kittelhemd, jeder Ärmeljacke wuchs ich ein kleines Stück weiter in diese andere Zeit hinein. Ich konnte es selbst kaum glauben und versuchte, mich mit aller Macht dagegen zu wehren, mein Kopf wiederholte in Endlosschleife: Bald bin ich wieder weg.

Das Anprobieren fühlte sich ein bisschen so an, als würde ich ein Kostüm für ein Theaterstück angepasst bekommen. Meine Rolle war die einer Magd im Hause eines Schneidemeisters, das Stück spielte Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Mit jedem fertigen Teil fühlte sich die Rolle echter an. Und wenn das Stück zu Ende war, konnte ich an die Rampe treten, mich verbeugen, das Kostüm ablegen und zurückkehren zu Ma und zu Ben, die unten im Publikum saßen und zugeschaut hatten. „Gut hast du gespielt“, würden sie sagen, Ben würde mir kollegial auf die Schulter klopfen, von Bühnenmensch zu Bühnenmensch.

Ich wollte mich nicht ständig hin- und hergerissen fühlen zwischen den Zeiten, also beschloss ich, das Unternehmen *Magd im Mittelalter* sportlich zu nehmen, als Spiel.

Als Spiel auf Zeit.

Meister Franke holte mich aus diesem kurzen Traum zurück in den Alltag, in seine Schneiderstube. „Nicht zu lange träumen. Halt dich ran, damit das andere Kleid auch bald fertig ist. Ich lege Wert darauf, dass alle, die in meinem Hause leben, ordentlich gekleidet sind. Was würde das für einen Eindruck machen, wenn ich dich in armseiligen, schlecht geschnittenen Kitteln herumlaufen ließe? Wer würde dann bei mir nähen lassen? Aber so können sich meine Kunden mit eigenen Augen überzeugen, dass sie es hier mit einem angesehenen Meister zu tun haben,

der etwas versteht von seinem Fach. Und deshalb sollst du auch am Sonntag in der Kirche nicht einfach nur deine Alltagstracht tragen, wie es durchaus viele Leute tun, sondern ein Kleid, das man bewundern kann.“

Normalerweise begnügte sich Meister Franke mit einer Art Zeichensprache, wenn er mir etwas erklären musste. So eine lange Ansprache hatte ich bisher noch nie von ihm gehört. Das war ja schon ein ganzer Werbeblock für sich und seine Schneiderwerkstatt.

Als das Sonntagskleid fertig war und ich es zum ersten Mal anzog, spürte ich, wie der Alltag von mir abfiel. Richtig feierlich war mir zumute. Jetzt hätte ich gern einen großen Spiegel gehabt, um mich von Kopf bis Fuß betrachten zu können. Aber hier gab es nicht mal einen kleinen Spiegel, in dem ich mein Gesicht betrachten konnte, um zu überprüfen, ob ich immer noch ich war. Oder inzwischen eine ganz andere.

Mein Spiegel waren die Augen der anderen. Meister Franke nickte zufrieden. Elisabeth strahlte, als hätte sie selbst ein funkelneues Kleid bekommen. Emilia lächelte mir schüchtern zu. Und Jakob sah mich an, als wollte er mich nie wieder aus seinem Blick entlassen.

Am Sonntag, als Meister Franke mit seinen Kindern Jakob, Emilia und Martin ausgefein herausgeputzt war und der Geselle in seinem Sonntagsstaat die Treppe herabkam, stand auch ich in meinem schönen Kleid zum Kirchengang bereit.

Aber was war mit Elisabeth? Kam sie nicht mit? Ich suchte nach ihr und fand sie in der Küche, damit beschäftigt, ein Huhn zu rupfen.

„Was ist?“, fragte ich. „Geht Ihr nicht mit in die Kirche? Soll ich helfen, dass wir gemeinsam gehen können?“

„Geh nur!“, sagte Elisabeth. „Ich komme bald wieder mit. Jetzt bleibe ich bei der jungen Meisterin, sie braucht jemanden im Haus.“

„Soll ich bleiben?“, bot ich an. Das wäre meine Chance, mich vor dem Gang zur Kirche zu drücken.

„Nein, nein, geh du nur und tu etwas für dein Seelenheil. Aber du kannst noch in die Schlafkammer hinauf zur Meisterin eilen und ihr einen Krug Bier zur Stärkung bringen.“ Sie wies auf den Krug, der auf dem Tisch bereitstand.

„Bier? Zur Stärkung?“ Hatte ich mich verhört?

„Ja, natürlich. Die Ärmste kriegt im Moment kaum einen Bissen herunter. Noch kurz vor der Geburt musste ihr der Bader einen Zahn herausreißen. Und die Wunde will und will nicht heilen, auch wenn ich ihr täglich einen Kräutersud zum Spülen bereite. Sie muss dringend etwas zu sich nehmen. Da ist ein nahrhaftes Bier allemal besser als gar nichts.“

„Bin schon unterwegs“, rief ich, schnappte mir den Krug und lief die Treppen hinauf. Ich versuchte, möglichst leise über die knarrenden Dielenbretter hinweg zu gelangen, dann klopfte ich behutsam an die Tür. Doch es kam keine Antwort. Ich öffnete die Tür einen Spalt und spähte um die Ecke. Das Baby und seine Mutter schliefen.

Ich wollte die beiden nicht wecken. Doch wohin mit dem Krug? Neben dem Bett stand eine Truhe, darauf stellte ich ihn ab. Für einen Moment setzte ich mich daneben und schaute die Meisterin an, die bestimmt nicht viel älter war als ich. So jung, und schon Mutter.

Was hatte die Wirtin vom *Schwarzen Löwen* gesagt? Wenn ich Glück hätte, würde ich heiraten und Kinder kriegen. Aber doch nicht in diesem Alter! Dann war ich lieber Dienstmagd. Über Kinder wollte ich jetzt ganz bestimmt noch nicht nachdenken. Erst später. Fünfhundert und noch ein paar Jahre später, in meinem richtigen Leben.

Während ich sie still anschaute, schlug die Meisterin die Augen auf und sah mich auf der Truhe sitzen.

„Schön siehst du aus. Wie eine Braut“, flüsterte sie mit matter Stimme.

„Oh nein, bloß nicht“, wehrte ich ab, ebenso leise, um das Baby nicht zu wecken. „Ich habe Euch etwas gebracht. Hier.“

Ich sprang auf und hielt ihr den Krug entgegen. Doch als ich merkte, dass sie Schwierigkeiten hatte, sich aufzusetzen, stellte ich den Krug wieder ab und half ihr.

„Ach“, stöhnte die junge Frau, „man darf ja nicht fluchen. Aber jetzt würde ich doch gern laut darüber fluchen, dass ich ein Weib geworden bin. Männer müssen keine Kinder kriegen. Müssen sich nicht so quälen. Das ist nicht gerecht.“

„Laut fluchen wäre nicht so gut, sonst wacht der kleine Barthel auf. Wenn es Euch hilft, dann flucht ganz leise. Ich werde es niemandem verraten.“

„Nein, besser nicht. Ich will mich zu meinen Schmerzen nicht auch noch mit Sünde beladen. Wie soll ich denn, falls ich die nächsten Tage nicht überlebe, vor meinen Schöpfer treten?“

„Steht es denn so ernst um Euch?“, fragte ich erschrocken. „Gibt es etwas, das ich tun kann? Sollen wir einen Arzt rufen?“

„Geh mit den anderen in die Kirche und bete für mich“, bat die Meisterin. „Und nun lass mich schlafen.“

Ich versprach es und half ihr, sich wieder hinzulegen. Mir war ganz elend bei dem Gedanken, die junge Meisterin könnte in den nächsten Tagen sterben. Vorsichtig zog ich die Tür hinter mir zu und eilte hinunter zu den anderen, die schon auf mich warteten, um endlich zur Kirche aufzubrechen.

Als ich dann, inmitten einer großen Menschenmenge, in der Kirche stand, festlich gekleidet und mit bangen Gedanken, sah ich, wie die anderen die Hände zum Gebet falteten. Und ich, die noch nie gebetet hatte, legte meine Hände ebenfalls ineinander. Nein, ich betete nicht. Aber ich wünschte von ganzem Herzen, die Meisterin möge bald wieder zu Kräften kommen. Und falls das Wünschen half, richtete ich all meine Gedanken auf den Wunsch, nach Hause zurückkehren zu können. Zu meiner Familie. An diesem Wunsch würde ich festhalten, egal, was mir noch alles bevorstand.

Und doch war ich froh, dass ich hier eine Familie gefunden hatte. Dass ich zu essen hatte und nachts ein Bett für mich allein, hinter einer schiefen Tür aus groben Brettern. Ich musste nicht betteln, ich wurde nicht verprügelt. Ich musste mir nicht mit Liebesdiensten einen kärglichen, erbärmlichen Lebensunterhalt verdienen.

Dass Elisabeth nie einen Mann gefunden hatte, mochte für sie traurig sein. Für mich war es ein Segen. Sie war zwar streng, genau wie Meister Franke, aber sie achtete mich und erklärte mir geduldig alles, was ich lernen musste.

Wie gut, dass es den kleinen Martin gab. Er ließ es sich gern gefallen, wenn ich ihn in die Arme schloss oder mal zwi-

schendurch ein paar Minuten mit ihm spielte und ihn zum Lachen brachte. Er bekam von mir all die Liebe, die ich im Moment nicht auf meine Zwillingen verteilen konnte.

Emilia, die ihrer verstorbenen Mutter sehr ähnlich sehen musste, hatte ebenfalls längst gemerkt, dass ich sie mochte. Sie liebte es besonders, wenn ich ihr Geschichten erzählte. Wobei ich alles, was ich ihr aus späteren Jahrhunderten berichtete, wie Märchen klingen ließ. Märchen von fliegenden Blechvögeln, von Kutschen ohne Pferde, von Kästen mit Glasscheiben, in denen winzige Menschen herumwuselten.

Und Jakob, den großen Sohn des Meisters, mochte ich auch. Mochte ich sehr.

Zu sehr, um leichten Herzens wieder in meine Zeit zurückzukehren, wenn ich denn endlich eine Möglichkeit dafür wüsste.

Er war ein paar Monate älter als ich. Abgesehen von den knapp fünfhundert Jahren, die uns außerdem trennten, zumindest theoretisch. Praktisch trennten sie uns nicht, denn ich saß oft genug ganz in seiner Nähe, in der Schneidestube. Oder draußen auf der Gasse.

Jakob musste das Handwerk seines Vaters lernen. Musste von früh bis spät üben, mit Nadel und Schere umzugehen. Vor allem mit der Schere. Er musste lernen, wie man den Stoff so zuschnitt, dass er nicht durch einen einzigen fehlerhaften Schnitt unbrauchbar für das geplante Kleidungsstück wurde. Und er musste es geschickt anstellen, dass möglichst wenig Stoffrest übrig blieb.

Oft genug stand ihm nur zu deutlich ins Gesicht geschrieben, dass diese Arbeit nicht das war, was er sich im Leben wünschte. Manchmal stellte er sich so ungeschickt an, dass

die ganze Arbeit misslang und er sie wütend in die Ecke warf.

Zuweilen, wenn sie gerade Zeit dafür hatte, erbarmte sich Elisabeth. Sie trennte die schiefen Nähte wieder auf und reichte das Stück ohne jeden Kommentar an Jakob zurück. Der knurrte leise, fügte sich aber drein und kämpfte erneut gegen die Tücken der zugeschnittenen Teile, die sich unter seinen Händen zusammenzurotten schienen, um eigenmächtig darüber zu entscheiden, ob sie diesmal zueinander passen wollten oder nicht.

Und nun stand Jakob neben mir, in der Kirche. Auch er hatte die Hände zum Gebet gefaltet und war ganz in sich versunken. Mit kurzen, versteckten Blicken musterte ich ihn von der Seite. Sah die gerade Stirn, die schmale, markante Nase, darüber die fast mädchenhaft langen Wimpern. Was mochte in ihm vorgehen? Welchen Menschen, welchen Wünschen widmete er sein Gebet? Traf er sich in Gedanken mit seiner verstorbenen Mutter und erzählte ihr, dass ihm leider die ganze Schneiderei kein Vergnügen bereitete, er es dennoch auf sich nahm, dieses Handwerk zu erlernen und auszuüben, wie sein Vater auch? Erzählte er ihr von einer neuen Dienstmagd mit dem seltsamen Namen Jonna? Erzählte er ihr, dass er diese Jonna heimlich mochte?

Während ich noch rätselte, was in seinem Kopf vorgehen mochte, musste Jakob wohl bemerkt haben, dass ich ihn beobachtete. Er drehte den Kopf zu mir und schaute mich an.

Mit einem Blick, der fünfhundert Jahre mühelos überbrückte.